
Digitalisierung mit Höhen und Tiefen

Claudia Czingon

IX. Fachtagung zur Lage der sozial- und geisteswissenschaftlichen Zeitschriften am 25. Juni 2019 in Hamburg, organisiert von Claudia Czingon (WZB) in Zusammenarbeit mit Kristin Biesenbender (ZBW-Leibniz-Informationzentrum Wirtschaft)

Die Digitalisierung des wissenschaftlichen Publikationssystems hat nicht nur die wünschenswerte Folge, dass wissenschaftliche Erkenntnisse zunehmend frei im Netz verfügbar sind, sondern führt auch dazu, dass sich betrügerische editorische Geschäftspraktiken besser ausbreiten können. Raubverlage nutzen Mathis Fräßdorf (WZB) zufolge den Publikationsdruck im Wissenschaftssystem, um auf unlautere Weise Geld zu verdienen. Diese Journale unterliegen keiner Qualitätskontrolle und gefährden die Reputation der Wissenschaftler*innen. Fräßdorf empfiehlt, vor jeder Veröffentlichung die entsprechende Zeitschrift genau zu prüfen (siehe hierzu auch <https://thinkchecksubmit.org/>).

Martina Franzen (Kulturwissenschaftliches Institut Essen) vertrat die These, dass es sich bei der Debatte um „Fake Science“ um eine Scheindebatte handele. Schon die Begriffswahl sei problematisch, weil die Wissenschaft als solche unter Generalverdacht gestellt werde. Außerdem liege ihr die irreführende Annahme zugrunde, dass durch Peer Review epistemisch robustes Wissen entstehe und Pseudo-Wissenschaft nur über Fake Journale öffentlich verbreitet werde. Handreichungen für Wissenschaftler*innen hält sie im Unterschied zu Fräßdorf nicht für ausreichend, um sich vor Raubverlagen zu schützen. Das Problem sei vielmehr, dass ein großer Output mit Erkenntnisgewinn gleichgesetzt werde.

Der Industrie an Journal-basierten Rankings widmete sich Klaus Wohlrabe (ifo-Institut) in seinem Vortrag. Für problematisch hält er diese Rankings nicht nur aufgrund der schiefen Zitierungsverteilung, sondern auch, weil sie je nach verwendeter Datenbank zu unterschiedlichen Ergebnissen führen können. Zudem seien Fachbereiche schwer miteinander vergleichbar, weil sich das Zitierverhalten, die Publikationshäufigkeit und die Anzahl der Forscher*innen zum Teil stark unterscheiden.

Von Wissenschaftler*innen wird heute nicht nur gefordert, möglichst viel in angesehenen Zeitschriften zu publizieren, sondern auch, dass diese Publikationen für alle frei zugänglich sind. Open-Access-Publizieren ist dabei in ein nationales wie supranationales System von öffentlichen Förderstrukturen eingebettet, etwa die Förderung durch Fachgesellschaften (zum Beispiel den Publikationsfonds der Deutschen Forschungsgemeinschaft), den Open-Access-Selbstverlag, zum Beispiel durch Universitätsbibliotheken, sowie konsortiale Modelle, bei denen sich Bibliotheken und andere Einrichtungen zur Finanzierung von Publikationen zusammenschließen. Als Beispiel für Letztere befasste sich Lena Dreher (Universität Konstanz) eingehender mit der Open Library of Humanities (OLH), einem gemeinnützigen internationalen Bibliothekenkonsortium mit ca. 250 Mitgliedern. Sven Fund (Hatje Cantz) stellte das Konsortium Knowledge Unlatched vor, das Zeitschriften bei der Transformation („Flips“) von Subskriptions- zu OA-Journalen unterstützt und dafür finanzielle Mittel insbesondere von Bibliotheken einwirbt.

Sindy Wegner (ZBW) ging in ihrem Vortrag nicht nur den Fragen nach Entstehung und Grenzen des Urheberschutzes nach, sondern warf auch einen Blick auf die für das Online-Publizieren relevanten Creative Commons (CC), Lizenzverträge, mit denen Autor*innen der Öffentlichkeit Nutzungsrechte an ihren Werken einräumen können. Um den Urhebern ein Mindestmaß an Rechten und den Nutzer*innen die größtmöglichen Freiräume zu gewährleisten, eigne sich am besten die „CC BY“-Lizenz, die auch von der DFG empfohlen werde.

Zum Abschluss präsentierte Tamilla Ziyatdinova (Universität Groningen) die Ergebnisse einer Studie, die auf Basis von Experteninterviews, Literatur- und Internetrecherchen sowie einer standardisierten Umfrage erstmalig einen Einblick in das heterogene Feld europäischer Kulturzeitschriften gibt – eines Medienformats im Grenzbereich zwischen akademischen und journalistischen Publikationen. Viele der (insgesamt ca. 4.000) Zeitschriften seien in der Nachkriegszeit gegründet worden und auf das leidenschaftliche Engagement ihrer Mitarbeiter*innen angewiesen: Circa 30 Prozent der geleisteten redaktionellen Arbeit sei unbezahlt. Die Ergebnisse finden sich auch auf der Website von Eurozine, dem Netzwerk für europäische Kulturzeitschriften (<https://www.eurozine.com/ecjs/>).